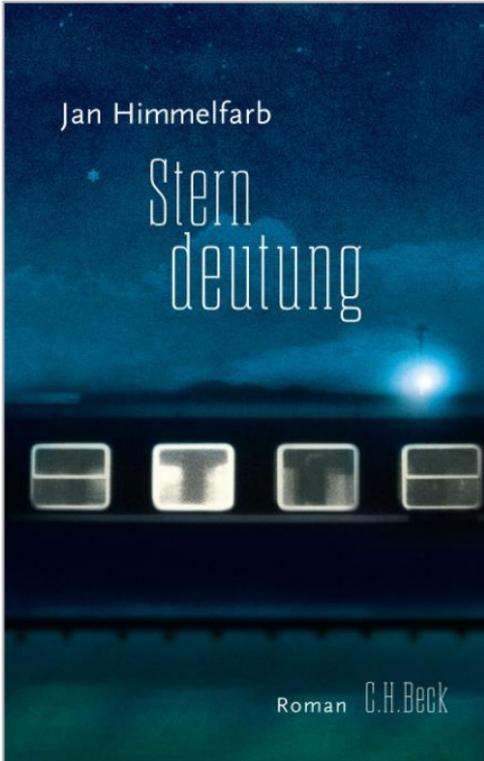


Unverkäufliche Leseprobe



**Jan Himmelfarb
Sterndeutung**

394 Seiten. Gebunden
ISBN: 978-3-406-67486-0

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/14274242>

Halstuch und Fleischkombinat

Die Schrift auf Geburts-, Heirats- und Sterbeurkunden ist nicht immer leicht zu entziffern. Kam meine Großmutter am 5. oder am 6. Oktober 1898 zur Welt? Eine rundliche Fünf oder eine eckige Sechs auf knittrig-vergilbtem Papier. Die zusammengefaltete Heiratsurkunde meiner Eltern habe ich auseinandergebreitet; die Zeichen verlieren sich in den Falten.

Aber ein Wort erkenne ich mühelos. Ein Wort springt mir auf fast jeder Seite entgegen.

Ich legte die Urkunden zurück in die Schublade. All meine Vorfahren waren Juden. Meine Eltern, meine vier Großeltern, meine acht Urgroßeltern und meine sechzehn Ururgroßeltern waren Juden. Außerdem war ein Drittel aller Schachweltmeister Juden, ein Viertel aller großen Geiger und Pianisten, ein Fünftel aller Nobelpreisträger. Aber was ändert das? Meine Familie hat nur eine Geschichte.

Mutter und Vater lernten sich 1939 in Kamenez-Podolsk kennen, das im ukrainisch-sowjetischen Westen an der Grenze zu Polen lag. Sie arbeitete als Schreibkraft in der Bauverwaltung, er wurde als junger Ingenieur nach Kamenez-Podolsk abkommandiert, um die Inbetriebnahme eines Fleischkombinats zu beschleunigen.

Die Planbauzeit des Kombinats betrug zwölf Monate, der Verarbeitungsumfang sollte sich auf 50 Schweine, 15 Rinder und 20 Tonnen Geflügel täglich belaufen. Als Endprodukte waren verschiedene Wurstsorten, Würstchen, Speck vorgesehen. Das bei Baubeginn

entrollte Plakat zeigte ein zufriedenes rosarotes Schweinchen und einen sowjetischen Arbeiter mit kurzen blonden Haaren. Darüber war ein knallroter Slogan gemalt: Gesunde Ernährung für unser arbeitendes Volk! Und unter das appetitliche Tier und den lächelnden Menschen: Das Leben ist besser, das Leben ist schöner geworden!

Als Vater im Frühling 1939 zur Bautruppe stieß, waren dreizehn von zwölf Planmonaten verstrichen. Er stürzte sich auf die losen Schrauben und rostenden Gewinde. Ab dem ersten Tag, da er Hand anlegte, wuchs der Bau in die Höhe. Nachdem Haken zu Seilen und Messer zu Bändern gefunden hatten, schlug der Betriebsleiter am ersten ordentlichen Arbeitstag vor versammelter Belegschaft die rechte Faust in die linke Handfläche und verkündete: In einem halben Jahr haben wir den Produktionsrückstand von sechs Monaten aufgeholt, Genossen! Wir werden hier in Kamenez-Podolsk eine unseres Landes würdige Arbeit verrichten.

Beifall, zustimmendes Gemurmel. Die Frauen und Männer maßen einander mit kritischem Blick, wer sah besonders motiviert aus, wer würde die Norm übererfüllen, sie dadurch erhöhen und die Zulagen senken? Dann flogen sie den Arbeitsplätzen zu, um gleich am ersten Tag 100 Schweine, 30 Rinder und 40 Tonnen Geflügel abzufertigen.

Wie groß wird ihre Enttäuschung gewesen sein, als sich im Verlauf der symbolträchtigen ersten Schicht nur 28 Schweine, vier Rinder und fünfeinhalb Tonnen Geflügel einfanden? Die vorhandene Kapazität wurde während der zwei Friedensjahre an keinem einzigen Tag auch nur annähernd ausgeschöpft, weil ein Fleischkombinat zwar Unmengen geräucherter Salami, leckerer Würste und knackiger Würstchen, aber keine Schweine, Rinder, Hühner und Truthähne herzustellen vermag.

Es gab erfolgreichere Betriebe, die den Plan konstant nach oben durchbrachen. Aber was ging dort als ein Schinken in die Bücher ein? Nur allzu oft ein geringeltes Schweineschwänzchen. Und

wies man Hühnerkrallen nicht dann und wann als Brustfilets aus? Und Klauen als Rinderwürste? Nein, ich halte es lieber mit dem Fleischkombinat von Kamenez-Podolsk, das schlechte Zahlen, aber Qualitätsware ablieferte. Ohne das Plansoll je erfüllt zu haben, wurde es im Juni 1941 von einer deutschen Bombe zielgenau getroffen und zerstört.

Aber weil mein Vater am Bau des Fleischkombinats mitwirkte, weil meine Mutter ebendort Schreibebeiten verrichtete, blühte in Kamenez-Podolsk die Liebe. Nach der Fertigstellung des Kombinats nahm Vater die frischgewonnene Braut mit sich zurück nach Charkow, wo er mit seinen Eltern lebte. Auch dort wurde ihr eine Anstellung als Schreibeibkraft zugewiesen. Im friedvollen Bauch, der von der feindlichen Welt abschirmte, trug sie mich täglich zur Arbeit.

Mutter trat herein. Ich schob ein Wörterbuch über das angegriffene Papier.

Das Essen ist fertig. Wie oft muss ich euch noch rufen?, sagte sie.

Ich ging mit ihr in die Küche. Wo ist Julia?, fragte ich.

Sie hat gesagt, dass sie bei einer Freundin zu Abend essen wird. Und deine Tochter braucht wieder mal eine gesonderte Einladung. Wenn man dich schon zweimal rufen muss, muss man sie mindestens dreimal rufen. Anna, zum Dritten! Komm endlich!

Anna stürmte herein. Auch von ihr muss ich sprechen. Schließlich ist sie mein einziges Kind. Ich könnte mit dem Wann und Wie ihres späten Auftritts beginnen, der auf eingeübte Unpünktlichkeit und fehlende Aufmerksamkeit gegen andere schließen lässt. Aber Wichtigeres beherrschte beim Abendessen die Gemüter.

Dass Anna im nächsten Herbst ein Wirtschaftsstudium beginnen und bis dahin Deutsch gelernt haben wird, ist beschlossene Sache. Nur die Wahl der Universität sorgt nach wie vor für Gespräche, die mir Schmerzen unter der linken Schulter bereiten. Grund-

solide staatliche Hochschulen liegen ja um die Ecke, in Düsseldorf, Bochum, Dortmund.

Anständig studieren, sagte ich, kannst du auch hier. Und dabei zu Hause wohnen bleiben.

Nein, sagte sie, es gibt Besseres, die UWF Wehnau ...

Die zufällig so weit weg ist, dass du ruhigen Gewissens ausziehst, ergänzte ich.

Meine Schuld ist es nicht, dass die Absolventen der UWF doppelt so viel verdienen wie die von anderen Universitäten. Oma, ich habe es Mama und Papa tausendmal erklärt. Die beste Universität in Deutschland! Ein ganzes Jahr werde ich im Ausland verbringen, in England, Amerika oder Italien. Vielleicht sogar in Japan!

Was heißt UWF?, fragte Mutter.

Universität für wirtschaftliche Finanzen. Und nur weil ich will, werde ich nicht gleich genommen. Es gibt mehr Bewerber als freie Plätze. Erst muss ich zwei Prüfungen bestehen.

Wo ist dieses Institut?, fragte Mutter.

In Wehnau. Das ist eine kleine Stadt, dreihundert Kilometer von hier. Oma, wir fahren unbedingt hin, nur wir beide.

Das ist weit weg. Dann kannst du nicht jeden Abend nach Hause kommen. Du kannst kein bisschen kochen. Wer wird dir Suppen zubereiten? Anna, du verdirbst dir dort den Magen.

Nein, das sagte Mutter nicht, in Wahrheit sagte sie: Verplappere dich bei den Prüfungen bloß nicht, sag nicht, dass du Jüdin bist.

So ein Blödsinn! Woher hast du das, Oma? Wenn du solche Angst hast, warum bist du dann hierhergekommen?

War es dort etwa besser?, flüsterte Mutter, allein Anna hörte sie nicht.

Warum habt ihr Angst zuzugeben, dass wir Juden sind?, rief sie.

Ich habe keine Angst, sagte ich. Aber an die große Glocke hängen muss man es nicht.

Das ist Blödsinn. Bei dieser Universität! Die ist so international ausgerichtet, die freuen sich über ausländische Studenten.

Mutter seufzte und sagte: Sie lernt dort noch einen Russen oder Deutschen kennen. Und dann heiraten sie.

Meinst du, es gibt in Wehnau mehr Deutsche und Russen als hier?, fragte ich.

Hier können wir wenigstens etwas tun, sagte Mutter.

Ihr könnt gar nichts tun. Ich tue, was ich will!, rief Anna.

Ein dumpfer Schmerz machte sich unter meiner linken Schulter breit; dies war ein Gespräch, das wir schon, wenn auch ohne Mutter, viele Male erbittert geführt hatten, und wir bedienten uns nicht nur der gleichen Argumente, sondern derselben Ausdrücke, die uns in der Vergangenheit am überzeugendsten erschienen waren.

Trotzdem sagte ich, weil ich Wichtiges ungern verschweige und dadurch in der Schwebelasse: Die Universitäten hier sind vielleicht etwas bescheidener, dafür verlangen sie kein Geld.

Mutter schreckte auf. Beahlt man dafür? Wie viel?

Dreitausend Mark pro Semester, antwortete ich.

Wirklich? Stimmt das, Anna?

Ja. Na und? Erstens lohnt sich das. Zweitens ist nicht ausgemacht, dass ich zahlen muss. Studenten aus weniger wohlhabenden Familien brauchen vielleicht keine Studiengebühren zu zahlen.

Dann brauchen wir uns keine Sorgen zu machen, du wirst umsonst studieren, sagte ich.

Mutter sagte noch: Das ist sehr viel Geld, wer soll dafür aufkommen?

Doch weil ständig über Wichtiges zu reden die Nerven strapaziert, fügte sie hinzu: Julia meinte, du sollst die Getränke für die Geburtstagsfeier besorgen. Saft, Limonade, zwei Flaschen ... eine Flasche ... steht alles auf dem Zettel hier.

Wir würden vielleicht zu viert feiern, hätten wir nicht die ersten drei Monate im Wohnheim verbracht, wo man mit anderen Leuten spätestens vor der Dusche auf Tuchfühlung geht. So wer-

den übermorgen einige neue Freunde eintrudeln und denken: Nun, er sieht aus, wie er aussieht, seine Haare werden grau, er wird schließlich nicht dreißig.

Bevor ich zu den Prüfungen nach Wehnau fahre, muss ich richtig gut Deutsch können, sagte Anna. Aber ich schaffe das nicht, wenn die Regeln nicht klar sind. Im Sprachkurs heute haben wir Präpositionen durchgenommen. Sie stehen oft mit anderen Fällen als im Russischen! Das ist schlimm genug. Aber die Lehrerin behauptete auch noch, wegen stehe meist mit dem Genitiv, manchmal mit dem Dativ, gelegentlich sei das Ansichtssache. Wie? Sie soll uns sagen, was richtig ist.

Kurz ist die Atempause gewesen. Der Oktober bleibt sich treu: Nässe, unwirtlicher Wind, lockende Baumalleen. Nach dem Essen sind Mutter und Anna zu einem Spaziergang in das nahe gelegene Wäldchen aufgebrochen. Welche Blätter haben sich von den Bäumen gelöst, rascheln unter den Schritten. Schön, traurig und bunt sind diese Zeit und dieses Wäldchen und sind es wert, in Augenschein genommen zu werden, selbst bei anbrechender Dunkelheit.

Doch warum schloss ich mich meiner Mutter und meiner Tochter, die meinten, ein bisschen frische Luft täte auch mir gut, nicht an?

Sagen wir: wegen der Nachkommen. Natürlich kann ich meiner einzigen Tochter einfach alles erzählen oder sie fragt ihre Großmutter. Indes wird sie vielleicht einmal Kinder haben, die, wenn alles gut geht, wiederum Kinder haben werden. Neugierig mögen die werden und sollen wissen, wie alles war – oder wenigstens gewesen sein könnte.

Sagen wir: weil es sein muss. Weil man aus dem Bekannten kommt, ins Unbekannte geht. Das einzig Fassbare ist die Vergangenheit. Oder etwa nicht?

Mein Großvater mütterlicherseits, Israel Mendel, Sohn eines

Tischlers, Lehrer der Mathematik, der Geschichte und des Deutschen, zeugte zwei Mädchen und einen Jungen, die seine Frau Hannah zur Welt brachte. Der Junge starb so früh, dass Mutter sich an seinen Rufnamen nicht erinnert. Einen Friedhof, der seinen Namen wieder vergegenwärtigte, gibt es nicht, weil die Grabsteine im Krieg beim Straßenbau verwendet wurden.

Lange hatten sie in einem kleinen ukrainischen Ort gelebt. Als nach der Russischen Revolution die Rote Armee einmarschierte, wähnte sich die vierköpfige Familie ob des Machtwechsels so glücklich, dass sie westwärts floh. Der Flüchtlingsstrom ergoss sich bis nach Frankreich und Amerika, doch Israel und Hannah hielten bald in Kamenez-Podolsk, freiwillig, denn sie hatten keine weitreichenden Absichten.

Ich hörte, wie Mutter die Wohnungstür öffnete, und trat zu ihr hinaus in den Flur. Die Möhren und Rosinen!, sagte sie. Die habe ich bei euch vergessen. Ich will für deinen Geburtstag einen Salat vorbereiten. Gute Nacht!

Warte!, sagte ich. Um nach der Revolution nach Kamenez-Podolsk zu gelangen, seid ihr da mit einem Fuhrwerk zur nächsten Station gefahren? Liefen die Großeltern daneben und stützten die Bündel und Koffer, und auf dem Karren saßen die Tante und du? Hieltet ihr die wertvollsten Habseligkeiten fest? War es so? War es andersherum?

Mutter starrte mich an, dann antwortete sie: Arthur, bist du verrückt? Woher soll ich es wissen? Ich war zwei oder drei. Warum fragst du mich das jetzt?

Warum ausgerechnet Kamenez-Podolsk? Warum seid ihr nicht anderswohin gegangen, weit weg?

Woher soll ich es wissen? Warum nicht Kamenez-Podolsk? Dein Großvater war ein sehr kluger und gebildeter Mensch. Aber was hat es uns genutzt? Wir sind immer arm gewesen. Das Leben war schwer.

Aber es gab andere große Städte. In Kamenez-Podolsk haben bis zuletzt die Konterrevolutionäre gehaust.

Was interessierten die meinen Vater? Sie waren bestimmt nicht mehr da, als wir hinkamen.

Hat Großvater in Kamenez-Podolsk auch Deutsch, Geschichte und Mathematik unterrichtet?

Nein, nur Mathematik. Er meinte, für Geschichte seien mittlerweile andere Lehrer zuständig.

Und dann? Was war dann?

Nach dem Krieg war ich in Kamenez-Podolsk. Mir wurde erzählt, eine Nachbarin habe deiner Großmutter, als die Deutschen einmarschierten und die Juden sich auf dem Marktplatz versammeln sollten, das Halstuch entrissen und gemeint: Das brauchst du sowieso nicht mehr.

Mutter schwieg, ich schwieg. Der folgenschwere Transit eines leichten Kleidungsstücks von einem Hals zum anderen – nie wird Mutter sagen, was geschah, nachdem das Halstuch einen neuen Besitzer gefunden hatte. Für sie ist diese Enteignung Erinnerung genug, daran krallt sie sich fest und schweigt sich sonst aus.

Lass mich nach Hause gehen, sagte sie. Ich bin müde.

Ein im Unwetter geknicktes Bäumchen treibt Blätter, auch wenn ein Sturm naht, der es mit den Wurzeln herausreißen wird. Obwohl im fernen Deutschland jede Jüdin Sara und jeder Jude Israel als zweiten Rufnamen annehmen musste (was freilich wie ein fauler, sozusagen jüdischer Trick anmutet, die Bedeutung des Weltjudentums herunterzuspielen, indem aus vielen Juden zwei gemacht wurden), unterrichtete mein Großvater Israel Mendel in Kamenez-Podolsk Kinder. Als im Großdeutschen Reich jüdische Gebetshäuser und Geschäfte in Flammen aufgingen und Fensterscheiben klirrten, sorgten die Mendels für die kalte Jahreszeit vor, hamsterten Kartoffeln oder was sich sonst noch auftreiben ließ. Das Unheil nahte in riesigen Stiefeln, zertrat ganze Länder,

aber sie versuchten, möglichst satt und warm durch den Winter zu kommen, lebten in ihrer eigenen Zeit und schlugen sich durch wie andere auch. Aber dazu sagt Mutter auch nicht viel.

Als am 22. Juni 1941 der Krieg begann, Kamenez-Podolsk gleich in den ersten Kriegsstunden bombardiert wurde, flohen viele mit der Eisenbahn, auf Fuhren, zu Fuß. Israel Mendel, Lehrer der Mathematik, der Geschichte und des Deutschen, nunmehr ein alter Mann, der mit Mühe die Beine bewegte, floh nicht. Scharf geschossen wird überall und unglücklich getroffen werden kann man überall. Was hatte ein unpolitischer Lehrer schon zu erwarten? Wozu fliehenden Parteileuten und Verwaltungsbonzes nachlaufen? Warum vor den zwar nicht immer liebenswürdigen, doch selten ungerechten Deutschen Reißaus nehmen?

Schnell endete der für die Rote Armee ruhmlose Kampf um die Stadt, marschierten die Deutschen ein, rollten ihre Panzer weiter nach Osten. Gespräche auf Deutsch aus dem Wohnungsfenster wird mein Großvater nicht geführt haben. Aber die Korrektheit der neuen Herren äußerte sich bald darin, dass gelbe Sterne gegen kleine Gebühr verteilt, ein Ghetto eingerichtet, Zwangsarbeit angeordnet und eine Kontribution in Höhe von 110 000 Rubel und acht Kilogramm Gold auferlegt wurde. Als in der zweiten Julihälfte Tausende Juden aus Ungarn in das Ghetto abgeschoben wurden, weitere Juden aus den umliegenden Dörfern hinzukamen, mochte dem alt gewordenen Israel Mendel schwanen, dass es hier nicht mit rechten Dingen zugeing, seine Erfahrungen verjährt waren und die von ihm gelehrt Sprache - Deutschlehrer war er ja gewesen - zu den Eroberern gehörte wie das Fertigladen zum Gewehr. Doch für solche sprachlichen Erkenntnisse war es zu spät. In den letzten Augusttagen, zwei Monate nach Kriegsbeginn, erlöste der Höhere SS- und Polizeiführer Jeckeln mit seiner Brigade und einem Polizeibataillon den Feldkommandanten, der kundgetan hatte, dass er nicht wisse, was er mit den Juden in der Umgebung anfangen solle. An zwei Tagen wurden mehr als

23 000 Juden in Gruben bei Kamenez-Podolsk erschossen. Auch die Großmutter Hannah, der, wie es scheint, auf dem Weg zum Sammelplatz das Halstuch geraubt wurde, und der Großvater Israel Mendel und deren jüngere Tochter.

Daher habe ich Mutters Verwandte nie kennengelernt. Sie ist die einzige geborene Mendel, die ich kenne. Meine Großmutter väterlicherseits kannte ich dagegen gut. Sie hatte eine Singer'sche Nähmaschine und nähte. Ihr Mann, Arthur Segal, der Vater meines Vaters, war Schuster gewesen. Mein Name ihm zu Ehren, da er im September 1940, ein Jahr vor meiner Geburt, am kranken Herzen starb.

Ich kannte meine Großmutter väterlicherseits sehr gut, wir lebten lange unter einem Dach, und als ich elf oder zwölf Jahre alt war, konnte ich sie fragen: Was hast du vor meiner Geburt gemacht, Oma?

Sie antwortete auf Russisch mit jiddischem Akzent: Schwer war das Leben und traurig.

Als hätte sie sich mit meiner Mutter, ihrer Schwiegertochter, abgesprochen. Doch es genügte, gemeinsam zu leben, um auf die gleiche Weise zu antworten.

Eine Zeit, sagte Großmutter, gab es, da aßen hungernde Menschen die Rinde von den Bäumen. Verstehst du, so wurde gehungert, dass sie die Rinde von den Bäumen aßen. Kinder machten Jagd auf Ratten. Nicht um zu spielen, sondern um sie zu essen. Nie wurden Lebensmittel sichtbar auf offener Straße getragen, weil sie einem aus den Händen und dem Mund gerissen wurden. Oder eine Schar bettelnder Waisen mit großen Augen verfolgte dich. Arthur, wir waren arm, wir besaßen fast nichts, aber wir überstanden das, Gott sei Dank. Wir waren eine ganze Familie, dein Vater, möge er für uns beten, war da. Wenn du erwachsen bist, heirate schnell. Ich sage dir, finde schnell eine jüdische Frau und zögert nicht mit den Kindern.

Zuweilen geriet ihr die Geschichte durcheinander. Sagte ich:

Und die Oktoberrevolution?, bekam ich eine Begebenheit aus der Nachkriegszeit zu hören. Fragte ich nach dem Kriegsausbruch, kam sie auf das Kriegsende zu sprechen.

Was soll ich erzählen?, sagte sie. Ich habe dir alles gesagt. Was ich dir zu erzählen hatte, habe ich erzählt. Das Leben war hart. Wir haben viel gearbeitet und alles verloren. Wir haben das ganze Leben lang gearbeitet, und was haben wir? Nichts, außer dieser Wohnung. Trotzdem haben uns die Antisemiten immer verfolgt. Die Ukrainer sind alle Antisemiten. Einmal stießen sie mich aus der Straßenbahn, als sie merkten, dass ich Jüdin bin. Der Waggon war überfüllt, ich stand direkt neben der Tür, zwei Banditen sagten: Jidowka, was nimmst du den Leuten den Platz weg! und stießen mich hinunter.

Ach, Großmutter, sie haben dich bloß aus der Straßenbahn geworfen, aber nirgendwo hineingezwängt.

Nein, das sagte ich nicht, ich fragte: Hast du dich verletzt?

Gott sei Dank stand die Straßenbahn an einer Haltestelle.

Und was passierte dann?

Was soll passiert sein? Ich war auf der Straße. Ich kam erst zu mir, nachdem die Straßenbahn abgefahren war.

Und was geschah im Waggon? Wurden die beiden bestraft?

Ach wo! Die haben Beifall geerntet. Merke dir das und hüte dich vor den Ukrainern. Die Russen sind auch schlimm, aber nicht so. Selbst bei deiner Geburt! Die Schaffnerin, diese Antisemitin, ließ deine Mutter in absoluter Dunkelheit gebären.

Oma, es gab einen Schimmer. Außerdem half die Zugführerin.

Blödsinn! Woher willst du das wissen? Sie schrie und drohte, wenn wir Licht machten, werfe sie uns aus dem Zug.

Ich würde, was ich über meine Vorfahren weiß, so zusammenfassen: Bürger ihrer Zeit, nicht hervorstechend in irgendeiner Hinsicht, getrieben von dem Wunsch nach der Verbesserung ihrer

irdischen Lage, sich vor den stürmischen Zeiten duckend, unvermögend bis arm, einflusslos, manchmal an kleinen Rädchen drehend, religiös bisweilen, mehr oder weniger in der jüdischen Kultur verwurzelt und noch nicht vollkommen mit der Ausbeutung der nichtjüdischen Nachbarn vertraut.

Und was ist mit wilder Liebe, komplizierten Charakteren, spannenden Verwerfungen, gemeinen Intrigen, Tulpen auf dem Dach und Rosen im Schnee? Die wird es gegeben haben, irgendwo, irgendwann. Wie gerne, neugierig, doch behutsam, holte ich Tulpen vom allerhöchsten Dach herunter, wie zärtlich grübe ich Rosen aus dem tiefsten Schnee. Ich möchte nicht mit dem Finger auf Schuldige zeigen, doch ich benenne die Verantwortlichen: Großmutter, die nie von sich aus erzählte, und Mutter, die sofort müde wird, wenn die Rede auf Kamenez-Podolsk kommt. Frage ich, verschleiert sich ihr Blick, Worte tröpfeln oder sie stellt Gegenfragen, denen ich, um eine Antwort nie verlegen, mit Gegenfragen begegne. Dann gibt sie ausgesuchte Ereignisse preis – immer dieselben. Mehr höre ich nicht und hake um ihretwillen selten nach.

Ich bin nicht dabei gewesen, ich weiß nichts von jener Zeit, mich trifft keine Schuld. Die Geschichte vom Fleischkombinat habe ich einem Kamenez-Podolsker Archiv entnommen.

Schon schreit ein Vogel. Zwei Hängebirken, Sträucher, Gras, mehr ist nicht vor unseren Fenstern. Was zieht das kleine geflügelte Wirbeltier an? Warum trumpft es ausgerechnet hier auf? Warum die mageren, bleichen Birken (schief, mit Moos bewachsen) und nicht die vor Kraft strotzende, einladende Buche vor den Nachbarfenstern?

Hören Sie diese Vogelschreie? Es stört überaus, nicht?, fragte ich den Nachbarn einmal im Vorbeigehen.

Warum, ich habe nie darauf geachtet, sagte er. Sollen sie singen, wenn sie wollen.

Bald weicht die Dunkelheit, doch hell wird es nicht. Dieser Okto-

ber ist kalt und dunkel und kündigt eine unwirtlichere Zeit an. Die Vögel erheben stur die Stimmen, und wenn sie keine Lust mehr haben, fliegen sie weg.

Und ich bin nur ein kleiner jüdischer Sowjetbürger, der im fortgeschrittenen Alter nach Deutschland ausgewandert ist. Morgen werde ich 51.

Keine Glühbirne

Bei meiner Geburt schlug kein Falter gegen eine Glühbirne. Ein diffuser Schimmer fiel durch die offene Tür. Der Zug durchbrach die kriegerische Nacht, Birken nickten, was blieb ihnen übrig, blinden Fenstern zu, sternvermengte Düsternis glimmte weit in unserem Rücken.

Ich hätte gerne eine halbwegs glückliche Konstellation zwischen Sonne, Mond und sechs, sieben Planeten wahrgenommen. Meinetwegen hätten schweifende Kometen sie bestätigen oder infrage stellen können. Das verdunkelte Fenster offenbarte natürlich kein einziges jener Gestirne.

Ich kreischte nicht, sondern sagte zu mir selbst: Arthur Segal, dass du in diesen Zug in diese Zeit geboren wirst, lässt sich nur als Hohn, Hoffnung oder Missgeschick deuten.

Ein gewöhnlicher Personenzug mochte mein Geburtsort einst gewesen sein, der sich nun in anderen Umständen befand und als sowjetischer Flüchtlingstransport zwischen Charkow und Stalingrad seine längste Strecke zurücklegte. Licht war untersagt in den Abteilen. Deshalb keine Glühbirne. Deshalb kein verzücktes Trommeln und Schlagen. Deshalb enttäuschte, zum Nichtstun verurteilte Falter, die kleinen Anhänger des Lichts.

Verdunkelungswahn griff um sich. Im vierten Kriegsmonat war's. Die Flugzeuge der Wehrmacht bombardierten neben Stellungen der Roten Armee auch Städte und Züge, unabhängig davon, ob diese zur Front fuhren oder, so wie der unsere, in die umgekehrte Richtung.

Schwanger, wie?, sagte die Zugbegleiterin, die die vollen Abteile inspizierte. Wir sind drei Tage unterwegs. Passiert es vielleicht während der Fahrt?

Mutter, die zusammen mit Großmutter neben einer fremden Familie mit Kindern saß, nickte ergeben.

Kameradin, ich gebe Ihnen einen Rat. Wenn es hier passiert, bemühen Sie sich, dass es am Tag passiert. Sonst müssen Sie in der Dunkelheit zurechtkommen.

Meine Mutter machte eine verzweifelte Handbewegung, meine baldige Großmutter flüsterte: Haben Sie ein Einsehen!

Die Zugbegleiterin entgegnete: Sie wissen, nachts darf in den Abteilen kein Licht gemacht werden.

Wir werden das Fenster sehr sorgfältig verdunkeln, zweifeln Sie nicht daran! Was schadet da eine Leuchte?, sagte Großmutter.

Die Zugbegleiterin stemmte die Arme in die Seite, lief rot an und sagte: Keine Leuchte, kein Licht. Davon werden Sie absehen. Wenn ich das erlaube und ein Unglück geschieht - wer wird verantwortlich gemacht? Wer muss Rechenschaft ablegen? Ich, niemand sonst.

Im Verlauf einer bedeutsamen Pause ließ sie die Arme wieder hängen, gewann ihr gewöhnliches Gesichtsrosa zurück und sagte: Tagsüber werden die Fenster in den Abteilen ja nicht verdunkelt. Also, vielleicht gebären Sie am Tag oder erst in Stalingrad, wenn Sie Glück haben. Und wenn es doch hier in der Nacht passiert - im Gang ist nachts ein wenig Licht möglich. Wir könnten die Abteiltür auflassen.

Warum ist nachts im Gang Licht erlaubt und in den Abteilen nicht? Ist die rechte Zugseite weniger gefährdet als die linke? Das fragte niemand, weil alle die Zugbegleiterin, nein, Zugführerin, fürchteten. Doch sie, die nicht durch Uniform, sondern Haltung wirkte, erklärte, als hätte sie die Frage gehört: Wie Sie sehen, verdunkeln wir im Gang durchgängig. Da haben wir uns viel Mühe gegeben, die Pappe ist ins Fenster genagelt. Nichts dringt zu den

Faschisten nach außen. Doch in den Abteilen soll es nicht die ganze Zeit dunkel sein. Deshalb können Sie die Pappe nach Sonnenaufgang abnehmen. Wir dürfen uns aber nicht blind darauf verlassen, dass die Passagiere die Pappe jeden Abend wieder richtig am Fenster festmachen. Deshalb wurde über die Abteile strengstes Lichtverbot ab Sonnenuntergang verhängt ... Ich muss weiter. Aber wenn Sie etwas brauchen, Kameradin, rufen Sie mich. Wir müssen uns alle helfen. Halten Sie sich an die Vorschriften. Sogar ohne Fehler geschieht jetzt Schlimmes genug.

Ob sie ahnte, dass sie, schrecklich schnaufend, noch in derselben Nacht Töpfe warmen und kalten Wassers, Verbandsmaterial und Alkohol heranschaffen würde? Dass sie die ursprünglich neben Mutter und Großmutter sitzende fünfköpfige Familie, der Wehen und Niederkunft nicht zuzumuten waren, anderswo im überfüllten Zug würde unterbringen müssen? Sie fluchte über die Dunkelheit im Geburtsabteil, ließ die Tür offen stehen, nahm in Kauf, dass Mutters Schreie sich widerstandslos ausbreiteten, doch sie duldet partout kein Licht, nicht einmal eine kleine Kerze, im Abteil selbst. Ob sie sich über den rücksichtslosen Eigensinn eines Menschen wunderte, unter diesen prekären Umständen ein Kind zu gebären? Oder staunte sie vielmehr, dass ich, augenscheinlich unbekümmert, den Weg in diese ungastliche Welt fand?

Vielleicht wäre es möglich gewesen, die Lage ein wenig zu mildern, ohne gleich mit allen Grundsätzen zu brechen. Ich will keine Vorwürfe an das bemühte Zugpersonal richten. Aber mit dem Licht, das im Gang zu meiner Geburt brannte, war es nicht zum Besten bestellt. Ob die Leuchte beschädigt oder der Glühfaden verschlissen war - wie ein unglücklich ins Spinnennetz geratenes Tierchen mit letzter Kraft zuckt, sandte jene unregelmäßig nur schwaches Licht aus, und niemand kam darauf, sie gegen eines der Glanzexemplare auszutauschen, die anderswo im überfüllten Gang ihren Dienst verrichteten.

Die unheimliche Enge war ein anderer wichtiger Unterschied

zum gewöhnlichen Personenzug. Vielleicht hatten gar nicht mehr Flüchtlinge Platz gefunden als in früheren Zeiten Reisende zwischen ukrainischen Städten. Doch wie viele Koffer! Zu Säcken umgewandelte Betttücher! Bündel obenauf! Beutel untendrunter! Schicht auf Schicht stapelte sich in den Abteilen und im Gang, wo überdies lauter Gestalten hockten (wodurch die Behändigkeit der mit Waschschüsseln beladenen Zugführerin erst ins rechte Licht gerückt wird), verängstigte Gesichter, verdunkelte Fenster, Blauschwärze, keine Glühbirne, Falter, die sich unverrichteter Dinge in geheime Spalten verkrochen.

Doch ich flennte nicht in dieser Nacht des 17. Oktober 1941: Arthur, du armes Würmchen! Nie den eigenen Vater zu Gesicht zu bekommen, der dich nicht freiwillig verlassen hat, der gut zu dir wäre. Nicht in die Hände einer behutsamen Hebamme und in ein weißes, weiches Krankenhausbett zu gleiten. Keine aufmunternden Glockenschläge zur gerundeten Uhrzeit zu hören. Keine glückverheißende Konstellation zwischen Himmelskörpern, ja überhaupt kein einziges leuchtendes Gestirn zu erblicken. Keine das Wunder des Lebens erleuchtende helle, starke Glühbirne von einem reizenden Schmetterling umgarnt zu sehen. Nein, ich flennte nicht, ich dachte: Arme Rosa Segal! Arme Mutter und ... allein, ja, allein, nicht so wie ich, der immerhin sie, die Mutter, hat, die ihm das Leben widmen wird, weil ich ... weil hinter uns ...

Mutter stand plötzlich hinter mir. Du schläfst nicht, sagte sie.

Nein, sagte ich.

Sie blickte auf den Tisch. Die Wörterbücher lagen nicht wie sonst griffbereit, die Schreibmaschine zur Seite geschoben, stattdessen angegriffenes Papier unter meiner Hand und leere, überschwänglich daneben platzierte Blätter.

Ich erhob mich, setzte mich wieder und sagte: Ich mache Notizen über, hier, meine Geburt.

Ja, meinte sie. Ja. Warum machst du das?

Nun, ich schreibe über meine Geburt.

Sie sah mich groß an. Arthur! Das ist keine Übersetzung. Du schreibst eine Geschichte. Aber du bist kein Geschichtenerzähler. Du bist Übersetzer. Warum machst du das?

Mutter! Weil wir hier sind, vielleicht weil dein Vater ausgerechnet Deutsch und Geschichte unterrichtet hat, weil ich aus dem Russischen ins Deutsche und andersherum übersetze, weil Verdunkelung und Blau-Schwärze herrschten und keine Glühbirne die niedergeschlagenen Falter belebte, weil wir im richtigen Zug fuhren, obwohl es so viele falsche gab, sitze ich nachts hier, statt zu schlafen.

Nein, in Wahrheit verlief das Gespräch anders. Du schläfst nicht, sagte Mutter.

Nein, sagte ich.

Sie sah mich groß an. Arthur! Um diese Uhrzeit habe ich dich geboren, vor einundfünfzig Jahren. Ich möchte dir zum Geburtstag gratulieren.

Sie küsste mich, ich stand auf und sagte: Nein, Mutter, was beglückwünschst du mich, dich müssen wir feiern, ohne dich im Zug damals hätte ich zu atmen aufgehört.

Sie überhörte meine Worte, in tiefer Nacht wird nicht jedes einzelne auf die Goldwaage gelegt, und fragte: Wann schläfst du? Morgen, ach was, es ist schon heute, musst du deine Gäste empfangen.

Ja, sagte ich, deshalb solltest du dich wieder hinlegen. Ich gehe auch ins Bett. Schalte das Licht im Flur ein, sonst fällst du hin. Ich lösche es für dich.

Sie tapste, ohne den Lichtschalter zu berühren, ins Wohnzimmer, wo Julia ihr das Bett gemacht hatte, und schloss die Tür. Ich hörte, wie sie einige Male hustete, dann wurde es still.

Und dann fing ein Vogel an zu schreien. Derselbe wie vor vierundzwanzig Stunden, nehme ich an. Aber warum schlafe ich schon wieder nicht, wenn er aufwacht, warum nicht?

Ich schlafe nicht, weil weit hinter unserem eigenen Zug ein anderer Zug nach Osten fuhr. Jener andere Zug hatte am 16. Oktober 1941 die Stadt Prag mit genau eintausend Juden in zwanzig Personenwagen dritter Klasse, einer Wachmannschaft in einem Personenwagen zweiter Klasse und jüdischem Gepäck in Güterwagen verlassen und langte am 17. Oktober in Łódź an. Das Gepäck war auf 50 Kilogramm pro Kopf begrenzt.

Hinter den Lüftungsschlitzen der Güterwagen war Gepäck. Aber im Inneren der Personenwagen schienen gelbe Sterne. Sitz für Sitz, Abteil für Abteil, Wagen für Wagen prangten sie auf Mänteln. Jeder Stern hatte sechs Zacken. Jede Zacke wurde zur Sternmitte hin von einer schwarzen Linie begrenzt. In dem auf diese Weise dunkel umrandeten Inneren standen krakelige Lettern. Sie verunstalteten die Sterne erbärmlich. Ich war neugeboren, konnte gar nicht lesen, doch ich musste schon damals gesehen, schon damals geahnt haben, dass diese krummen Lettern nichts Gutes bedeuteten, dass sie auch mich betrafen.

Von Westen nach Osten fuhr der Zug in der Düsternis, mit großem Abstand hinter dem unseren, doch vielleicht auf unseren Spuren. Viele Sterne trug er im Innern. Jetzt weiß ich, es waren genau eintausend. Aber damals, gleich nach der Geburt, mögen sie mir unzählig vorgekommen sein wie anderen die Sterne am Himmel. Wenn dieser Zug mein Himmel war ... wenn diese Gestirne meine Wegweiser waren ...

Einen Tag zuvor, am 15. Oktober, war ein Zug aus Wien mit 999 Juden abgefahren. Am selben Tag machte sich einer aus Trier auf den Weg, zwei Tage später einer aus Berlin, dann wieder einer aus Wien, dann einer aus Frankfurt am Main, dann wieder einer aus Prag, dann einer aus Köln, dann wieder einer aus Wien, dann wieder einer aus Berlin, dann einer aus Hamburg, dann wieder einer aus Prag, dann einer aus Düsseldorf, dann wieder einer aus Wien, dann wieder einer aus Berlin, dann wieder einer aus Köln, dann wieder einer aus Prag, dann wieder einer aus Berlin, dann

wieder einer aus Wien, dann wieder einer aus Prag. Alle trafen in Łódź ein, im Ghetto von Litzmannstadt, wo schon seit anderthalb Jahren polnische Juden lebten und starben.

Ich weiß aus Archiven: Harsch war der Oktober des Jahres 1941, schon in der ersten Woche hatte es geschneit. Zwecks Aufnahme der deutschen Juden hatte der Vorsitzende des Judenrats von Litzmannstadt die letzten Schulen schließen und in den frei gewordenen Räumlichkeiten Schlafstätten einrichten lassen. Die Lehrer würden sich nunmehr um die, wie der Judenratsvorsitzende sich ausdrückte, Brüder und Schwestern aus dem Westen kümmern, statt hungrigen Kindern Hebräisch und Mathematik beizubringen. Trotzdem – weil es nicht von den Vorbereitungen gewusst hatte? oder aus anderen Gründen? – vergiftete sich laut Ghettochronik ein älteres Ehepaar im Transport aus Frankfurt am Main und konnte vor Ort im Ghetto nicht mehr gerettet werden.

Jetzt weiß ich es, aber ich meine, dass ich damals, im diffusen Schimmer meines Geburtsabteils, als unser sowjetischer Flüchtlingszug die kriegerische Nacht durchbrach, um sowjetische Flüchtlinge hinter der Front in Sicherheit zu bringen, dass ich damals den Deportationszug aus Prag gesehen haben muss. Städte und Länder und Flüsse und Berge lagen zwischen ihm und uns. Aber wenn Jude zu sein etwas bedeutet und nicht bloß ein belangloser Zufall ist, dann ist es nur ein Zufall, dass ich in diesem und nicht in jenem Zug zur Welt gekommen bin – mit größter Wahrscheinlichkeit hätte ich über meine Eindrücke dann aber nie erzählen können.

Wie frisch geschlüpfte Schmetterlinge ihre weichen und zerknitterten Flügel mit Blut aufpumpen, um zu fliegen, füllte sich mein Inneres mit Eindrücken. Die Gegenwart unter dem unsichtbaren Mond versprach nichts Gutes. Wenn ich, Neugeborener des ersten Kriegsjahres im Zeichen der Waage, daraufhin sagte, es solle anders und nicht so werden – blieb alles beim Alten, wenn ich sagte: Von wegen Hohn, Hoffnung oder Missgeschick, ich habe

Angst, wenn ich sagte: Mag geschehen, was geschehen will, aber ich will nichts sehen, wenn ich sagte: Züge rollen nach Osten, wozu gibt es dann Geburten, wenn ich sagte: Diese Welt ist nicht für mich, diese Welt ist für jemand anderes, wenn ich sagte: Halt! -, hielt, ich weiß es heute, nichts an, hörte nichts auf, erschien nichts in anderem Licht, fuhren die Züge und fuhren.

Aber ich habe, das gebe ich zu, nicht mit dem Gedanken gelieb-
äugelt, diesen Irrsinn keine weiteren Kreise ziehen zu lassen, die Augen zu schließen und nicht mehr zu atmen. Denn im Halbdun-
kel, aus dem äußersten Augenwinkel, bemerkte ich, nein, fühlte
vielmehr, die erschöpfte Rosa Segal, die mich gerade geboren
hatte. Ich lag auf ihrem Bauch, daran erinnere ich mich genau. Sie
hätte einen solchen Entschluss nicht verstanden, sie wusste nicht,
dass man in solchen Zeiten als Allerletztes an Geburten denken
sollte, dass diese Welt nicht für uns, dass diese Welt für jemand
anderes war. Deshalb werde ich - wie soll es anders gewesen sein? -
um ihretwillen beschlossen haben, nichts für gut oder nicht gut
zu befinden, den Neugeborenen einen Säugling sein zu lassen und
mich ausschließlich der körperwarmen Milch zuzuwenden.